

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 51.

Dienstag, 2. März.

1915.

## Dore.

(8. Fortsetzung.)

Roman von E. Friedberg.

Nachdruck verboten.

Der alte Herr von Grening war ein großer Orchideenliebhaber, und Dore hatte ein seltenes Exemplar dieser eigenartig schönen Pflanze heimlich verschrieben und es in Gemeinschaft mit dem Gärtner im Orchideenhause des Schlossparks gezüchtet. Jetzt hatte sich die erste wunderbare Blüte entfaltet, und der alte Herr sollte mit ihrem Anblick überrascht werden. Dore kam, ihn nach dem Gewächshaus abzuholen.

Im Vestibül des Schlosses traf sie mit Biddy, Heinz und dem Oberleutnant zusammen, der in Luisenwerder über Nacht geblieben war. Sie war mitten aus ihrer Arbeit geeilt, und mit dem Recht ihrer Familienangehörigkeit hatte sie nur eben ihre große Schürze abgelegt; in ihrem schlichten, mehr praktischen als eleganten Kleid hätte man sie für ein Kammerzöfchen halten können.

„Ah, Fräulein Werlich — lange nicht gesehen!“ empfing Biddy sie, ihr mit gönnerhafter Liebenswürdigkeit im Vorbeigehen die Hand entgegenstreckend. „Schlechtes Wetter für Sie! Haben Sie schon Ihre letzten Bollen und Rüben eingeerntet?“ Sie wartete nicht auf Antwort, sondern schritt, malitiös lächelnd, weiter; gerade so pflegte sie mit den Kindern im Dorf zu verfahren, wenn sie ihr in den Weg liefen. Heinz trat hastig zu Dore.

„Wohin willst du, Dore? Zu meinen Eltern? Ich werde dich zu ihnen führen.“

Sie wehrte dankend ab: „Entziehe dich nicht deiner Gesellschaft.“

„Hast du vielleicht wieder solch eigentümliches Anliegen an Papa wie neulich?“

Sie hatte Herrn von Grening gebeten, ihr die Erlaubnis, das Wasser zum Gießen ihres Gartens aus dem Schloßteich zu nehmen, notariell beglaubigen zu lassen, nachdem sie bisher ohne Skrupel und Zukunftsorgen davon Gebrauch gemacht hatte. Das sei für alle späteren Fälle — sie könnte ja vielleicht einmal den Garten verkaufen wollen —, solche Berechtigung müßten verbrieft und versiegelt werden. Es würde die Existenz des Besitzers des Müllergartens in Frage stellen, wenn ihm plötzlich einmal verboten werden sollte, das Wasser des Teiches zu benutzen.

„Papa hält das für eine Kaprice von dir und hat mir lachend erzählt, was für ein vorzügliches Geschäftstalent du siehst, und daß er dir spaheshalber den Willen getan hat. Ich glaube aber, da liegt etwas anderes, Ernsteres dahinter... warum vor allen Dingen mir gegenüber diese Verschwiegenheit?“

„Aber Heinz! Diese nichtige Sache!“

Er bewegte nervös die Schultern. „D, ich scheine dir auch in anderer Beziehung jetzt so ziemlich eine quantitative Negligable zu sein. Wir haben uns gestern den ganzen Tag nicht gesehen, weil du die Einladung für den Abend abgelehnt hast... Du wärest müde! Das lasse ich nicht als Entschuldigung gelten, denn du hast nicht nötig, so viel zu arbeiten.“ Und noch leiser,

eindringlicher fügte er hinzu: „Ich habe Sehnsucht nach dir gehabt.“

„D“, machte Dore, „wir haben uns jetzt öfter einen ganzen Tag nicht gesehen, daran sind wir doch nun schon gewöhnt.“

„Ich glaube, es ist dir ganz angenehm, wenn du mit meiner Gesellschaft verschont wirst.“

„Es wäre eine Kluge, wenn ich das sagte! Ich werde mich immer freuen, wenn ich mit dir zusammen sein darf, aber ich verlange nicht mehr, als mir zukommt; du hast jetzt die Pflicht, dich deiner Cousine zu widmen. Und, Heinz — als deine beste Freundin kann ich dir nur raten, mache ein Ende dem Gehen und Bangen! Du bist nicht glücklich jetzt, aber es liegt in deiner Hand, es zu werden! Fasse zu, solange es Zeit ist; sobald die Entscheidung gefallen ist, wirst du auch wieder ruhig und froh werden.“

„Wenn du wüßtest, was du jetzt sagst...“

„Ich weiß es ganz genau! Ich seh dir an, wie du dich marterst.“ Sie brach plötzlich ab und hob laufend den Kopf nach dem Portal, wo Biddy und der Graf wartend standen.

Nun, für ein Mädchen aus dem Dorf hat sie ein merkwürdig gebildetes Benehmen voll Takt und Würde — und schließlich, die Arbeit schändet doch nicht“, sagte der Graf seelen. „Sie ist wohl so eine Art von Faktotum bei Frau Grening?“

Eine flüchtige Blässe huschte über Dore's Gesicht, dann wandte sie sich jäh ab und schritt hochgehobenen Hauptes ins Schloß hinein. Biddy erwiderte achselzuckend etwas, das Heinz nicht verstand, das er auch nicht verstehen wollte. Es suchte ihm in den Fingern, er hätte hinzuspringen und den schönen, hoshaften Mund züchtigen mögen. Und daneben tönten Dore's Worte in seinem Innern nach: „Du bist nicht glücklich — ich sehe, daß du dich marterst, — aber fasse zu, solange es Zeit ist!“ Er verstand, was sie gemeint hatte, und das Bewußtsein, von ihr durchschaut zu sein, trieb ihm die Schamröte in die Wangen, und doch, wie sie es sich dachte, war es nicht, oder wenigstens nicht mehr. Die blendende Außenseite seiner Cousine hatte einige recht häßliche Flecke in seinen Augen bekommen; trotzdem kam er nicht los von ihr — welch ein peinliches Wirrsal! Und Dore? Wie gelassen sie auf ihn verzichtete! Sein Herz tat ihm weh bei dem Gedanken, und vor Schmerz, Born und Mitleidigkeit packte ihn ein wilder Grimm über sich und seine Schwäche.

Herr und Frau von Grening waren mit Dore aus dem Seitenportal des Schlosses getreten, der alte Herr lebhaft gestikulierend, fast jugendlich heiter und sehr gespannt auf die bevorstehende Überraschung, Frau von Grening sich vertraulich auf Dore's Arm stützend. Sie klagte ihr, daß es jetzt doch sehr geräuschvoll und lange nicht so gemütlich im Hause sei, als wenn sie mit ihrer Dore allein zusammen sein könnten, und Herr von Grening meinte, die einzige Dummheit, die Dore im Leben getan, sei gewesen, ihnen den Zutritt Biddy ins



Haus zu bringen. Nun müßten sie, wie seine Frau behauptete, auch noch einen Hausball geben, weil Liddy sich zu Tode langweile, aber dann hätte sie nicht erst kommen sollen! Heute wie sie gehörten in den Trubel des high life und nicht unter Sandpomeranzen. „Wenn mir der Junge nur keine Dummheiten macht“, schloß er, „er hängt wie eine Kette an ihr, und das könnte mir gerade passen, wenn er mir die Tochter der Komtesse-Schwägerin als Schwiegertochter ins Haus brächte. Himmelsglück nicht noch mal. Diese oberflächliche Weltkame und mein altes und altmodisches Luisenwerder passen nicht zusammen.“

Dore nahm alle Kraft zusammen:

„Wenn er sie aber liebt!“

„Ja, was wollten wir tun, wenn sein ganzes Herz an ihr hängt?“ warf Frau von Grening bekümmert ein. „Ich kann sagen, mir macht diese Sache schwere Sorge. Allerdings, wenn ich mit Liddy zusammen bin, nimmt sie mich gefangen mit ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und dann tröste ich mich und denke, der Ernst kommt wohl noch — vielleicht mit den Kindern . . . Sie wird einmal als Herrin von Luisenwerder vorzüglich zu repräsentieren verstehen.“

„Das ist aber auch alles . . . oder nein, noch eins wird sie ebenso gut verstehen: das Geldausgeben! Du könntest ihn wohl beeinflussen, wenn du wolltest, Dore, daß er sich nicht erst den Gedanken in den Kopf setzt.“

„Ach meine, Dunkel, wir können Heinz das getrost allein überlassen. Wenn sein Herz Liddy wählt, so werde ich die letzte sein, die ihm Schwierigkeiten in den Weg legt.“

„Nun ja, ihr beide haut ja immer in eine Kerb!“ brummte der alte Herr. Frau von Grening drückte Dore's Arm an sich. „Du mußt immer seine treue Freundin bleiben, Kind, auch wenn wir einmal tot sein sollten. Es ist mir eine ordentliche Beruhigung, daß er dich hat.“

„Die Herrschaften gehen nach dem Orchideenhaus?“ sagte Graf Schlieben, als die drei vor ihnen Gehenden den Weg dahin einschlugen. „Darf man nicht auch einen Blick da hinein tun? Die Grening'sche Orchideensammlung soll ja großartig sein, und ich interessiere mich sehr für Blumenzucht.“

„Es wird wieder irgend eine neue Blüte von einer besonders grotesken, unmöglichen Form sich erschlossen haben“, warf Liddy gelangweilt ein. „Ich kann mich für diese Dinger nicht erwärmen — gehen wir lieber schiefen.“

„Wenn Sie die Orchideen sehen wollen, Schlieben, so ist jetzt die geeignete Zeit, nachher ist das Warmhaus wieder abgeschlossen“, sagte Heinz kurz, fast unhöflich. Und er schritt ohne weiteres voran, es den beiden überlassend, ihm zu folgen oder nicht.

„Sie müssen nämlich wissen, Graf, das Fräulein Gärtnerin und der Herr Gärtner sind ein paar dicke Freunde“, rächte sich Liddy. „Ordentlich rührend ist die Anhänglichkeit zwischen beiden.“

Die neue Orchidee zeigte eine entzückende Blüte von prachtvoll zartem Farbenschmelz und herrlichem Wohlgeruch. Graf Schlieben war einige Jahre als Schutztruppenoffizier in den Tropen gewesen und besaß nicht nur Interesse, sondern auch bedeutende Kenntnisse auf dem Gebiet der Naturwissenschaften; es dauerte nicht lange, da war er mit Dore in ein angeregtes Gespräch über Pflanzenzucht verwickelt, und als er nachher wieder mit Liddy und Heinz allein war, meinte er noch ganz verwundert:

„Für eine simple Dorfgärtnerin besitzt die Kleine ein erstaunlich gründliches und vielseitiges Wissen. Schade, daß sie diesen entstellenden Fehler hat, sie könnte mit ihren Kenntnissen draußen in der Welt Karriere machen.“

Heinz war jäh bis in die Rippen erblickt. „Diese Kleine“ ist meine teure Pflegechwester, Schlieben“, sagte er mit rauher Kehle, „ich war es, der sie des Auges beraubt hat, und ich und meine Eltern kennen keinen größeren Wunsch, als ihr Leben so leicht und

schön wie möglich zu gestalten. Das „Mädchen aus dem Dorf“ hat nicht nötig, draußen Karriere zu machen, die „simple Gärtnerin“ genügt vollkommen für sie.“

„Um Gottes willen, Grening, ich habe Ihnen nicht zu nahe treten wollen! Wie konnte ich wissen, da mir das gnädige Fräulein sagte . . .“

„Aber Graf, was ereifern Sie sich!“ rief Liddy frivol. „Die Tatsache, daß Fräulein Werlich eine Pflegetochter der Grening's ist, kann ihren Ruhm als geschickte Gärtnerin nur erhöhen — sie arbeitet und strebt, ohne es nötig zu haben — höchst anerkennenswert! Und daß die kleine Dore im Dorfe wohnt, anstatt im Schloß — ja, lieber Gott, meine Schuld ist das nicht!“

Ein bitter verächtlicher Ausdruck zuckte über Heinz' Gesicht. Er würdigte sie keines Wortes.

An der Freitreppe trennte er sich von den beiden, er habe noch bei dem Inspektor zu tun. Aber vom Wirtschaftshof lenkte er alsbald in den Park zurück; mit energischen, raschen Schritten und der Miene eines Menschen, der einen festen Entschluß gefaßt hat, durchmaß er ihn bis zu der kleinen Tür im Gitter, die man „Dore's Pförtchen“ genannt hatte, weil sie zur Abführung des Weges vom Schloß nach Dore's Häuschen besonders angelegt worden war. Als er die Tür verschlossen fand, übersprang er kurzerhand das Gitter und stand in wenigen Augenblicken in Dore's Garten.

Es sah recht trübselig und wüst aus. Die Gemüsebeete waren abgeerntet, von den Bohnenstangen hingen die vergilbten Ranken in melancholischen Fäden herab; die Rosenbäume standen kahl, des Augenblickes harrend, da ihre Kronen für den Winterschlaf in die Erde gebettet werden würden. Hier und da reckte sich noch ein dürrstiges Nesselstengelchen grün aus dem Raubgewirr empor, als ob ihm das Sterben schwer würde. Wohin der Fuß trat, welcke Blätter, Spuren irdischer Vergänglichkeit. Ein schneidender Wind wehte, der Rebel hing sich in die nackten Äste und fiel in schweren, großen Tropfen zur Erde.

Heinz war es, als ob eine kalte Hand sein Herz berührte, er schauerte zusammen und schritt noch eiliger vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Die Jagd auf Wiße macht leichte Köpfe und eckelt den Gründlichen nachgerade an.

### Das Land des Elends.

Eine Fahrt durch Serbien schildert der russische Kriepsberichterstatler M. Wozniwitsch in dem folgenden Briefe, der in einer der letzten Nummern von „Rußkoje Slowo“ veröffentlicht wird.

Als ich zuerst im Jahre 1912 Serbien bereiste, sahen die Truppen zierlich, frisch und fröhlich aus, obschon sie über die Grenze der Türkei in den Tod zogen. Ihre Stimmung verlieh ihnen einen elastischen Aufschwung. Der reiche serbische Bauer füllte zwar die ganze Schwere des Krieges auf seinen Schultern, aber er tröstete sich mit der Hoffnung auf neue gute Ernten. Die Ernte des folgenden Jahres entschädigte ihn in der Tat einigermaßen für die Opfer, die völlig ausgeglichen werden sollten durch die Ernte von 1914. Im Volke hieß es im letzten Frühsommer, „die Felder Serbiens sind heuer ein Gottesgeschenk“. Die Fruchtobäume, besonders die Pflaumenbäume, brachen förmlich unter der Last ihrer Früchte zusammen. Die Weizenähren standen vortrefflich, Mais versprach einen überreichen Ertrag, die Weinberge zeigten lippige grüne Reben, das Heu war zweimal gemäht, und man schickte sich zu einem dritten Heuschchnitt an.

Dann ging das Landvolk an die Feldarbeit, die auf einmal alles gutmachen sollte, was der vergangene Balkankrieg zerstört hatte. Plötzlich erscholl die Kriegstrompete. Die Sensen und Eggen entsanken den Händen der Bauern, die zur Waffe greifen mußten. Selbst 65jährige Männer wurden zu den Fahnen gerufen. Von vielen Gehöften zogen nicht nur Söhne und Väter, sondern auch Großväter aus, ohne einen



### Aus der Kriegszeit.

Heller bei sich zu haben. Da die Ernte noch nicht eingebracht war, so hatte man nichts zu verkaufen. Aus Rumänien, wohin die Serben stets zur Feldarbeit ziehen, kamen an einem Tage 30 000 Mann zurück. Ihr Anblick wird mir unvergänglich bleiben, denn sie sahen unglaublich elend und erschöpft aus. Viele mühten den Weg von Bukarest zu Fuß zurückzulegen; ihren Verdienst hatten sie der Familie daheim geschickt, und die serbische Postkutsche war nicht imstande, ihnen eine freie Fahrt zu verschaffen. Bei karglicher Ernährung leiteten die Leute einen Weg von 200 Werst zu Fuß zurück. Ein paar Tage später machte mich ein Kollege, mit dem ich an serbischen Dörfern vorbeiruberte, darauf aufmerksam, daß in ihnen kein einziger Mann zu sehen war. In der Tat trieben Frauen und Kinder das Vieh, schoben Holzflöße und arbeiteten auf dem Felde.

In Seitschar trafen wir den ersten Militärzug an. Die Soldaten trugen die Uniform, die ihnen schon in zwei Kriegen gedient hatte. Die Mäntel waren zerrissen, mitunter auch mit Blutflecken bedeckt; man sah deutlich, daß die Mäntel der Verwundeten und Gefallenen abgenommen und wieder zur Verwendung gelangt waren. Auch ihre Hüften und Blusen waren von jammervoller Beschaffenheit; statt Lederstiefel trugen sie durchweg ihre hässlichen Baststiefel, nur die Offiziere hatten Stiefel, dabei war dies ein Regiment ersten Aufgebots, dem die Uniform geliefert wird! Das zweite und dritte Aufgebot muß sich selbst einleiden und erhält vom Kommando nur die Waffen. Als ich diesem Regiment wieder nach dem Gefecht bei Schaban begegnete, hatten die Truppen sich 42 Tage in den Gräben aufgehalten, und ihre Kleidung bestand nur noch aus Lumpen. Nach den Schlachten an der Drina waren einige serbische Regimenter in österreichischen Uniformen zu sehen, die Toten und manchmal auch Schwerverwundeten abgenommen waren. Der Kommandant des Regiments von Smederevo war gerade damit beschäftigt, österreichische Uniformen mit serbischen Farben zu bemalen, als er mir sagte: „Es wiederholten sich die Klagen unserer Zugführer, daß sie schließlich ihre eigenen Leute für Feinde halten. In der Nacht hat sich auch deshalb schon manch unglückliche Verwechslung ereignet!“

Die Not tritt aber nicht nur in der Kleidung zutage. Bei meinem Besuch der Schützengräben auf der Liman-Insel an der Drina überzeugte ich mich, daß weder Soldaten, noch Offiziere Tabak hatten, was allerdings mit der Zerstörung der Tabakfabriken in Belgrad zusammenhing. Dabei verzeichnete der serbische Tabakmonopolhandel einen Schaden von Tausenden von Millionen. Die serbischen Soldaten griffen zu großen Kartoffelblättern, um sie getrocknet als Tabak zu gebrauchen. Dasselbe Schicksal wie die Tabakfabrik hatte auch die Streichholzfabrik in Belgrad. Der Mangel an Streichhölzern wurde besonders bei den Vorposten empfindlich, und selbst in Vassevo waren sie für kein Geld aufzutreiben. Bei den Vorposten, selbst beim Stab der Armee, wurden daher Scheiterhaufen brennend erhalten und scherzhaft das „heilige Feuer“ genannt. Wollte man eine Zigarette anzünden, so hieß es: „Bitte zum heiligen Feuer!“ Neht kommen in Serbien englische und belgische Streichhölzer zum Verkauf, die ursprünglich für die Türkei bestimmt waren und noch mit türkischen Marken versehen sind.

In Vassevo ist der Mittelpunkt für die Verwundeten, die schon Mitte September in der Zahl von 30 000 mit allen Kleinbahnen hierhin befördert wurden. Sämtliche Lazarette, Hospitäler, Gasthäuser und großen Wohnhäuser sind überfüllt mit Verwundeten, die jedoch lange nicht alle unter Dach gebracht werden konnten. Auf dem Trottoir, auf dem Straßenpflaster lagen hilflose Verwundete unter freiem Himmel, ohne irgendwelchen sanitären Beistand. Die wenigen Ärzte, die zur Stelle waren, arbeiteten schon weit über ihre Kraft Tag und Nacht, vermochten jedoch unmöglich an jeden Verwundeten heranzutreten. Auch fehlte es an Verbandsgewand, Medikamenten usw. Frauen und Männer brachten ihre eigenen Hemden herbei und zerrissen sie, um Binden für Soldaten daraus zu machen, die inzwischen oft auf der Straße zu Hunderten starben. Zu derselben Zeit trafen serbische Flüchtlinge, meistens Frauen und Kinder, in Vassevo ein, die kaum etwas auf dem Leibe hatten. Warfuß schlichen sie auf der Straße durch die Reihen der Verwundeten, die auf der Erde lagen, um den Vater, den Mann, den Sohn oder Bruder zu suchen. Es spielten sich dabei herzzerreißende Szenen ab.

Und heute ist Serbien in noch höherem Maße das Land des Elends.

Die Dardanellen in der Kriegsgeschichte. Der Versuch der verbündeten englischen und französischen Flotte, durch eine starke Beschießung den Durchgang durch die Dardanellen zu erzwingen, bedeutet ein neues Kapitel in der Geschichte dieser berühmten Meerenge, mit der so viele politische und strategische Probleme verknüpft sind. Der englische Admiral Dudenbrough, der Führer der britischen Flotte, dem es am 19. Februar 1807 zum letzten Mal gelang, wider den Willen der Türken in die Meerenge hineinzukommen, hat einen Angriff auf die Dardanellen „eine der gefährlichsten und schwierigsten Unternehmungen der Kriegsgeschichte“ genannt, und die englischen Blätter, die den neuen Versuch der Forcierung besprechen, zeigen sich wenig hoffnungsfreudig, denn nur ein kühn durchgeführter Angriff mit sehr starken Truppen vom Lande aus, der die Operation einer großen Flotte unterstützt, könnte einige Aussicht auf Erfolg gewähren. Jedenfalls hat bisher die ganze Kriegsgeschichte der Dardanellen erwiesen, daß sie, wenn die Türken auf ihrer Hut sind und die durch die natürliche Lage gegebenen Vorteile durch Befestigungen wirksam unterstützen, uneinnehmbar sind. Ihre strategische Bedeutung haben die Dardanellen erst seit dem Aufkommen der Geschütze erhalten, denn die Kanonen beherrschten nun die enge Straße, während vorher die Durchfahrt nur durch eine Flotte verhindert werden konnte. Doch hatte der Hellespont, wie ihn die Alten nannten, schon vorher in der Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt, seit dem berühmten Übergang des Xerxes, der auf einer riesigen Brücke aus 360 Schiffen stromaufwärts und 314 Schiffen stromabwärts seine gewaltigen Heere hinüberführte. Alexander der Große setzte dann hier nach Asien über. 1356 überschritten die Türken die Meerenge und hatten nun als Herren von Konstantinopel und Beherrscher des Landes nur einen Anriss vom Meere aus zu fürchten. Von nun an war das Problem einer starken Befestigung der Dardanellen für die Sultane eine Lebensfrage, der sie immer wieder ihre Aufmerksamkeit zuwandten. So hat auch Molkte bei seinem Besuch in der Türkei eine Denkschrift über die Befestigung der Dardanellen für den Großherrn ausgearbeitet. Zunächst erbaute Sultan Mohammed II. 1462 die beiden „alten“ Schlösser Sedbil-Bahr und Tschanal-Kaleffi, jetzt Kale-Sultanieh; ihnen gegenüber errichtete 1650 unter Mohammed IV. der Großwesir Ahmed Köprülü die „neuen“ Dardanellenschlösser Rum-Kale und Kilib-Bahr. Alle späteren Befestigungen wurden dann um diese mit Rieskanonen ausgerüsteten und vielfach ausgebauten Schlösser gruppiert. Immer wieder haben die Türken diese großartigen Befestigungsanlagen den Fortschritten des Fortifikationswesens und der Waffentechnik anzupassen gewußt und bis in die neueste Zeit an ihrer „Modernisierung“ gearbeitet; wenn sie dies einmal vernachlässigten, so hat sich das bitter gerächt. Lange Jahrhunderte waren die Türken imstande, die Hauptstadt zu schützen, und wußten in den heftigen Kämpfen mit den Venezianern die Durchfahrt durch die Dardanellen stets zu verhindern. Erst am 26. Juli 1770 gelang es 7 russischen Kriegsschiffen unter dem Befehl des Admirals Elphinstone, die Türken zu überrumpeln; sie drangen unbehindert durch die Befestigungen durch, da die Geschütze keine Munition hatten, gelangten aber nur an Rum-Kale und Sedbil-Bahr vorbei bis Kepes-Burun; weiter wagten sie sich nicht vor. Der heftige Schrecken, der durch diesen Überfall verursacht wurde, veranlaßte die Türken zur Ausbesserung der Befestigungen; doch wurden diese Arbeiten, die der Baron von Tott zunächst energisch durchführte, bald wieder vernachlässigt. Die Folge davon war, daß 1807 eine englische Flotte von 8 Linien Schiffen, 4 Fregatten und einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge ohne jede Behinderung die Dardanellen passierte. Am 20. Februar 1807 erschien zum erstenmal seit 1463 eine feindliche Flotte vor der Hauptstadt des Osmanischen Reiches. Große Erfolge konnte sie aber nicht erzielen, denn die Türken armierten nun ihre Schlösser und Forts mit feuerhafter Gile; die Engländer fürchteten, in eine Falle zu geraten und traten am 2. März eiligst den Rückzug an, wobei sie durch die mittlerweile instandgesetzten türkischen Geschütze schwere Schädigungen erlitten. Seitdem ist keine Erzwingung der Durchfahrt mehr geglückt. Die Blockade der Dardanellen durch die Russen 1829 war ohne Erfolg, und die Durchfahrten



der Russen 1833, der Engländer und Franzosen 1853 und der Engländer 1878 erfolgten mit Erlaubnis der Hohen Pforte und geschahen zum Schutz der Türken. Auch die Beschießung der Italiener im Jahre 1912 verlief ohne jeden Erfolg.

Das Leben der Deutschen im heutigen London. Ein Mitarbeiter der „Daily News“, der mit den Verhältnissen der jetzt in London lebenden Deutschen und Österreicher sehr vertraut ist, gibt einen interessanten Einblick in das Leben, das unsere Landsleute in der englischen Hauptstadt führen. Er hat mit einer beträchtlichen Anzahl der offiziell auf 16 000 geschätzten Deutschen und Österreicher in London sich unterhalten, hat die Cafés, Restaurants und andere Zufluchtsstätten vom Westend bis in die Nähe des Hafens besucht, wo sie sich aufhalten und vieles in Erfahrung gebracht, was sich sonst dem Blick des Engländer verbirgt. In einigen Kellnerheimen, wo sich Deutsche aufhalten, erfuhr er, daß deutsche Kellner in kleineren englischen Gasthöfen Anstellung finden, während die großen Hotels den „Feinden“ allerdings jetzt verschlossen sind. Ebenso stellt man in den Pensionen deutsches und österreichisches Personal an, weil es billiger ist als erfahrenes englisches, das überhaupt schwer zu bekommen ist. Die Kellner sind mit der Behandlung ganz zufrieden; sie beklagen sich nur darüber, daß man die persönlichen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt und verheiratete Familienväter entlassen habe, während junge Männer ihre Stellen behielten. Was die anderen Berufe angeht, so sind deutsche Zimmerleute zum größten Teil stellungslos, während deutsche Schneider sehr gesucht sind. Sie verdienen recht gut, und ebenso gibt es eine Anzahl deutscher Knopfmacher, die in den Fabriken angestellt und dort unentbehrlich sind. Deutsche Schlächter und österreichische Wäcker finden ausreichende Beschäftigung. Schlecht sind die Aussichten für deutsche Schriftsetzer, und am schlimmsten haben es die zahlreichen deutschen Friseur, die keine Stellung finden. „Die Deutschen, die man in Hinterräumen verleben und unauffällig beschäftigen kann, verdienen ihr Brot“, klagte ein Friseur, „aber für die, die durch ihren Beruf in Berührung mit den Kunden gebracht werden, ist wenig Aussicht auf Beschäftigung.“ Der Verfasser besuchte mit einem österreichischen Kunstschüler ein Bierhaus, in dem sich seine Landsleute zusammenzufinden pflegen. Die Engländer, die hier verkehren, sind an die Anwesenheit dieser Fremden ganz gewöhnt, und es fällt ihnen nicht auf, wenn sie sich deutsch unterhalten. Sodann erhielt er auch Zutritt zu einem deutschen Klub in der Nähe der City. Der Klub bestand aus einem Raum in einem Laden, dessen Jalousien heruntergelassen waren. Auf einem Tisch waren deutsche Delikatessen aufgestellt, so Kartoffelsalat, Bismarckheringe, Salzgurken usw. Mengen von Würstchen hingen aufgereiht von der Decke herunter. Eine Gruppe von Handwerkern saß rund um einen Tisch nahe am Feuer, und sie hörten den Reden eines Barbiers zu, eines Herrn in einem gutgeschneitten Rock und mit weißem Schlips, der das große Wort führte. Der Redner war ein Berliner. Die Deutschen haben große Zuversicht für den Sieg ihres Landes und halten unerschütterlich daran fest, trotz der englischen Nachrichten, die sie allein erhalten. Die Deutschen der höheren Stände, z. B. wohlhabende Kaufleute und Bankiers, haben in der Mehrzahl ihre Geschäfte aufgeben müssen. Nur einige wenige Deutsche verkaufen ihre Waren noch weiter oder haben sich auf die Fabrikation neuer Artikel, wie Spielwaren und künstliche Blumen, geworfen. Das deutsche Element auf der Börse, das dort eine so große Rolle spielte, ist verschwunden; während man früher rings um die Börse fast ebenso viel Deutsch wie Englisch hörte, wagt nun niemand mehr, in der Öffentlichkeit Deutsch zu reden; viele, die fürchten, ihre Aussprache des Englischen könne sie verraten, bedienen sich der französischen Sprache. Diese wohlhabenden Leute führen ein zurückgezogenes Leben, leiden aber keine Not und beklagen sich auch nicht über schlechte Behandlung. Am schlimmsten geht es den deutschen Bureaubeamten und Geschäftsreisenden, die ihre Stellungen verloren haben.

Wandelnde Getreidebündel. Ein eigenartiges Kriegserlebnis wird von einem Mitkämpfer, einem Bayern, im neuesten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ erzählt. Es war im Oktober in der Umgebung von Thiaucourt, wo die Bayern in der Nähe der Einmündung des Rûdous Mäbne in die Muz de Mäde auf Vorposten kommandiert waren. Ein scharfer Wind piff über die ge-

stompften Felder, und als die Nacht hereingebrochen war, suchten sich die Soldaten es in einem Versteck etwas bequemer zu machen und zur Erwärmung mit Hilfe eines kleinen Kochapparates Tee zu bereiten. Als sie gerade das erste Kaffeegetränk in ihre Aluminiumbecher gossen, drang plötzlich ein seltsamer dumpfer Laut, gleich dem Nücheln eines Sterbenden, an ihr Ohr. „Kaverl, was mag dös g'wes'n sei?“ — „Boas nit, Hans, aber bsunders is mir dös vürkemma — los is epps, do müßt i glei mein Kopf verwelt'n!“ — „So! dann kimm — schau'n ma nach!“ Dies war nun zwar gut gemeint, aber leichter gesagt als getan, denn ich strengte meine Augen und Ohren ohnedies schon längst furchtbar an, aber die ersten sahen nichts als das eintönige Schwarz, und die letzteren gaben ununterbrochen das Säusen und Pfeifen des Windes an mein Gehirn weiter. Es blieb also nichts übrig, als einmal Fühlung mit unsern Nachbarposten zu nehmen. „Du gehst rechts und i links, aber sei vorsichtig!“ entwich ich deshalb rasch. zehn Minuten waren seit unserer Trennung noch nicht verstrichen, als ich auf die mir entgegensehenden Kameraden des linken Nebenpostens stieß. „Holla, Kameraden, seht bei euf was?“ „Nit grad — aber hab's dös nig g'hört? Es muas ja in unserm Bereich g'w's'n sei!“ Schnell ward, was ich wußte, gesagt, und alsdann eilten wir drei zu unserm rechten Nachbarposten. Wenige Meter hatten wir zurückgelegt, da kam uns durch das nächtliche Dunkel mein Freund Hans entgegen. „Kaverl, der rechte Neb'npst'n is nit g'find'n. I hab alls abg'suacht!“ — „Serrgott, was soll nur los sein, und was machen in dieser rabenschwarzen Nacht?“ Fragend blickten wir einander an, da — ein leises Nuscheln, ein dumpfer Schrei. Ich sah gerade noch meinen Nebenmann hintenüberstürzen, als zwei Hände meinem Hals umklammeren. Meinem Körper gab's einen gewaltigen Ruck, aber so viel meine starken Hände auch nach dem unfichtbaren Gegner griffen, sie erhaschten nur Stroh. Scharf knallten zwei Schüsse durch die Nacht, eisig kalter Stahl bobelte sich in meine Schultern, aber in diesem Moment ließ auch die feste Umklammerung meines Halses nach. „Kaverl, fehlt's weit?“ drang die Stimme meines Freundes an meine Ohren, und die schon im Entschwinden begriffenen Sinne kehrten wieder. Ich hatte keine Zeit zum Antworten, denn mein Kamerad hatte mich bereits aufgenommen und trug mich in einen nicht weit entfernten Graben. Was es war? Der Feind hatte sich in Getreidegarben gesteckt und war so an uns herangeschlichen. „Serrgott, Kaverl, da Mond kimm — hurra, da Mond kimm!“ jauchzte mein Freund und feuerte Schuß um Schuß aus seinem Gewehr. Wir hörten eilige Schritte und wußten, daß die Unfriren nun kämen, und eben, als diese über dem kleinen Hügelkamm auftauchten, schlüpfte der Mond aus dem Gewölle. Rasch furente der Hauptmann herbei. „Posten, was gibt es?“ — „Ein Überfall der Posten durch den Feind!“ — „Aber es ist nichts zu sehen!“ — „Einen Augenblick, Herr Hauptmann — dort die Getreidegarben!“ schmunzelte mein Kamerad, legte sein Gewehr an, und paff — wirklich, die vorderste der etwa 60 Meter entfernten Garben machte einen deutlich merkbaren Sprung. Nicht nur ich und der Vorgesetzte, sondern auch die etwas rückwärts auseinanderziehende Mannschaft hatten die Situation rasch erfasst und nahmen die herumstehenden Getreidegarben sofort aufs Korn. Vielleicht drei Minuten mochte das Feuer angehalten haben, da wurde es in den Feldern vor uns lebendig. Aus den Garben schälte sich Franzmann um Franzmann, und alle warfen schnell ihr Gewehr weg, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Es war ein ganz nettes Häuflein, das sich dem nicht schlecht erbachten und für uns recht gefährlichen Murrenschanz hingegeben hatte. 43 Gefangene, 7 Verwundete und ein kleines Häuflein Toter war der Erfolg auf unserer Seite. Damit war jedoch der Kampf nicht zu Ende. Von den Gefangenen erfuhr man, daß der Plan, die Deutschen mit Hilfe einer derartigen Kriegslist zu überfallen, von dem Führer einer hinter dem nächsten Hügel versteckten Abteilung ausgeht war. Als die Deutschen dorthin vorbrangen, war der Feind verschwunden. Zu gleicher Zeit setzte aber starkes Gewehrfeuer bei der zurückgebliebenen deutschen Abteilung ein, und als sie im Lauffschrift zurückkehrten, fanden sie die Franzosen im lebhaften Gefecht mit den Thiaucourts. Durch die Zurückkehrenden nun auch im Rücken bedroht, mußten sich die Thiaucourts ergeben, und so kam der durch die merkwürdige Kriegslist eingeleitete französische Nachtangriff zu einem für uns günstigen Ende.